

Krista Schinkel

Asyl für einen Stein

Piet Hilkmann wurde am 4. Juli 1924 in Rotterdam geboren. Er arbeitete bis zum 31. Oktober 1942 als Zimmermann bei verschiedenen Firmen. An diesem Tag bekam er vom Arbeitsamt in Rotterdam den Aufruf, sich in s'Gravenzande zu melden. Er bekam die Nummer R29-240335 und musste für 66 Cent pro Stunde Schalungen bauen für den Bunkerbau am Atlantikwall, eine riesige Schutzbunkeranlage an der Nordseeküste.

Nachdem am Sonntag, dem 17. Mai 1943, die Möhnetalsperre zerstört worden war, bekam er mit 300 anderen jungen Niederländern den Befehl, sich bereit zu machen für den Transport nach Deutschland, damit die Sperrmauer so schnell wie möglich wieder aufgebaut werden konnte.

Am 19. Mai fuhr der Zug nach Dortmund, wo 185 junge Männer aussteigen mussten. Piets Bruder, der auch auf den Transport geschickt worden war, fuhr mit 125 Kameraden zur Edertalsperre weiter, die ebenfalls stark beschädigt worden war. Piet Hilkmanns Gruppe wurde mit dem Zug nach Hamm transportiert und von dort ging es in mehreren Lkws weiter nach Ostönnen, wo sie am 20. Mai um 17.00 Uhr ankam. Die Männer wurden in der Schützenhalle beim Gasthof ‚Zur Hölzernen Klinke' untergebracht. Dort wurde ein Lager hergerichtet für 185 Mann, die von zwei Aufsehern bewacht wurden. Zur Verfügung standen insgesamt zwei Toiletten und zwei Wasserhähne. Die Schlafstätten war dreistöckig, pro Person 80 cm hoch, 3 Meter lang und 2,5 Meter breit und mit etwas Stroh belegt.

Am 21. Mai mussten die 185 Zwangsarbeiter um 5.30 Uhr aufstehen, zum Bahnhof von Ostönnen gehen und mit einem kleinen Zug nach Niederense fahren. Von dort ging es dann zu Fuß zur Möhnestaumauer. Drei Monate später zogen die Männer in ein Barackenlager in Delecke um, wo sie zuerst selbst ihre neue Wohnstätte gegenüber Haus Delecke bauen mussten.

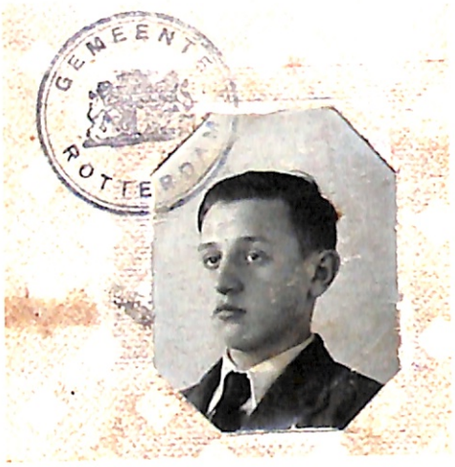
Nach dem Wiederaufbau der Staumauer musste Piet Hilkmann bis zum Ende des Krieges bei un-

Titelbild: Niederländischer Gedenkstein für die beim Wiederaufbau der Möhnetalsperre umgekommenen Arbeiter

terschiedlichen Arbeitgebern am Möhnesee arbeiten. Er hat seine Zeit als Zwangsarbeiter schriftlich festgelegt in Tagebüchern, die teilweise erhalten geblieben sind. Geschrieben hat er sie in der Sprache eines 19-jährigen Jungen, so wie ihm der Schnabel gewachsen war.

Einige Fragmente dieses ergreifenden Tagebuchs habe ich für dieses Buch herausgesucht, schreckliche, lustige, grausame, ergreifende Zeilen. Sie sollen aus der Sicht eines ganz jungen niederländischen Zwangsarbeiters einen Eindruck seiner damalige „Jugendjahre" vermitteln.

Die Übersetzung ist wörtlich und nicht bearbeitet; lediglich das Tempus wurde normalisiert.

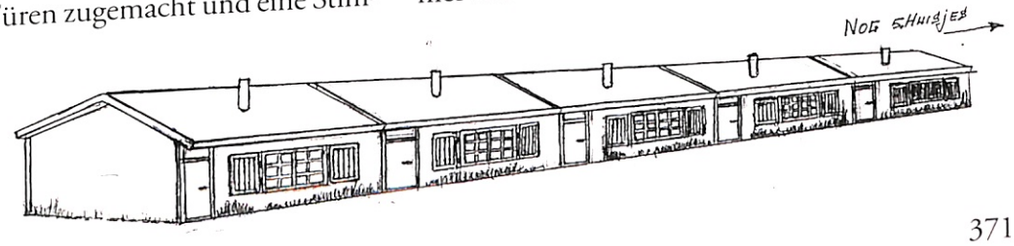


Passfoto von Piet Hilkmann von 1945

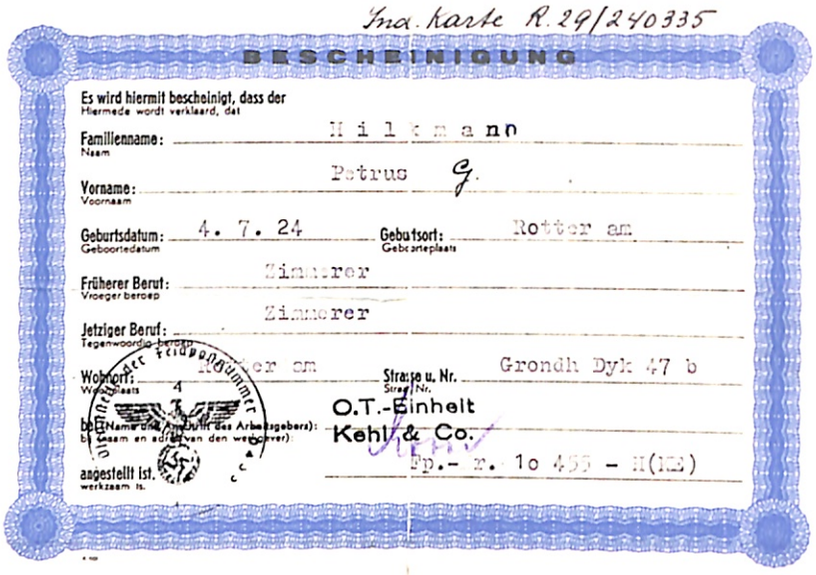
1943:
Einen Tag nach unserer Ankunft um 10.00 Uhr wird uns erzählt, dass wir am Nachmittag in Soest entlaust werden müssen, Abmarsch um 12.00 Uhr. Nicht mit einem Bus, sondern zu Fuß, 10 Kilometer. In einer Dreierreihe nebeneinander, Bewachung vorne und hinten, zu Fuß nach Soest. Unterwegs müssen einige austreten. Die Bewacher erlauben das, aber für alle zur gleichen Zeit. Das ist mit 185 Männern ein ziemlicher Wasserfall, das muss ich schon sagen. Kurz vor 14.00 Uhr kommen wir bei den Baracken an. Wir bekommen eine Art Kleiderbügel mit einer Nummer darauf und auch eine Kette mit einem Schildchen, das die gleiche Nummer hat. Dies müssen wir uns um den Hals hängen. Wir müssen alles ausziehen und auf den Bügel mit ungefähr acht Haken hängen, die Schuhe zusammenbinden und auch daran hängen. Anschließend stehen alle nackt in einer Reihe und werden an allen behaarten Körperstellen mit einer Art Reinigungsmittel bespritzt. Das Zeug ist so stark, dass man nicht still stehen kann. Das Spritzen wird von Frauen aus Russland vorgenommen. Danach öffnen sich Doppeltüren und man kommt in einen Raum, der vollständig gefliest ist. Bevor man hineingeht, muss man durch eine Wanne gehen, in der sich auch das Reinigungszeug befindet. Als wir mit 50 Männern drin sind, werden Türen zugemacht und eine Stimme sagt: „Jetzt waschen." In der Decke gibt es kleine Löcher und ich denke: „Dies ist das Ende", aber es ist kein Gas, es ist zum Glück nur glühend heißes Wasser. Und wieder ertönt die Stimme: „Jetzt waschen." Nach 5 Minuten ist das Wasser eiskalt und überall gibt es diese kleinen Löcher, keiner kann entkommen. Wir sehen aus wie Räucherlachse, als die Türen auf der anderen Seite des Raumes aufgehen. Dort müssen wir wieder auf unsere Kleidung warten, die mit heißem Dampf gereinigt worden ist. Vor uns sind polnische Frauen an der Reihe gewesen und die warten ebenfalls auf ihre Kleidung, auch nackt. So etwas habe ich noch nie gesehen! Ich bin schon rot, also kann ich nicht noch mehr rot werden.

Anschließend muss jeder seinen Kleiderhaken suchen, die Kleidung runternehmen und sich anziehen, wenn es denn klappt. Denn es ist nämlich so, dass durch die Reinigung unsere Kleidung eingelaufen ist, auch unsere Schuhe. Meine Hose ist bestimmt 6 bis 8 cm kürzer geworden, meine Schuhe sind so klein, dass sie nicht mehr passen, und die Ärmel meiner Jacke auch mit Sicherheit 4 cm kürzer, also zu kurz [...].

1943, ohne Datum:
Heute ist ein Unglückstag für alle Menschen, die hier arbeiten müssen. Es gibt Opfer, und zwar 2



Die Baracke, in der Piet Hilkmann während seiner Zwangsarbeitszeit lebte. (Zeichnung von P. Hilkmann)


Ind. karte R 29/240335

BESCHEINIGUNG

Es wird hiermit bescheinigt, dass der
Hiermede wordt verklaard, dat

Familienname: Hilkmann
Naam

Vorname: Petrus G.
Voornaam

Geburtsdatum: 4. 7. 24 Gebortsort: Rotter am
Geboortedatum Geboorteplaats

Früherer Beruf: Zimmerer
Vroeger beroep

Jetziger Beruf: Zimmerer
Tegenwoordig beroep

Wohnort: Rotter am Straße u. Nr. Grondh Dyk 47 b
Woonplaats Straat Nr.

bei (Name und Anschrift des Arbeitgebers): O.T.-Einheit Kehl & Co.
bij (naam en adres van den werkgever)

angestellt ist. Fp.-Nr. 1o 455 - H(KL)
werkzaam is.

Arbeitgeberbescheinigung

Franzosen, 3 Italiener und 2 Holländer. Es gab einen Unfall mit dem Fahrstuhl. Die mit Steinen gefüllten Loren wurden mit einer Lokomotive zu einem Fahrstuhl gefahren und dann fuhr der Fahrstuhl runter. Bis dahin ging alles gut. Aber dann fuhr der Lokführer statt rückwärts vorwärts. Daraufhin fiel die Lok mit der Lore ungefähr 30 m hinunter, wo andere Menschen arbeiteten. Obwohl die sich 10 m weiter weg befanden, wurden sie von den Steinen und Holzstücken getroffen. Es gab auch einige leicht Verwundete. Wie die Opfer jedoch aussahen, werde ich nicht beschreiben, es war furchtbar [...].

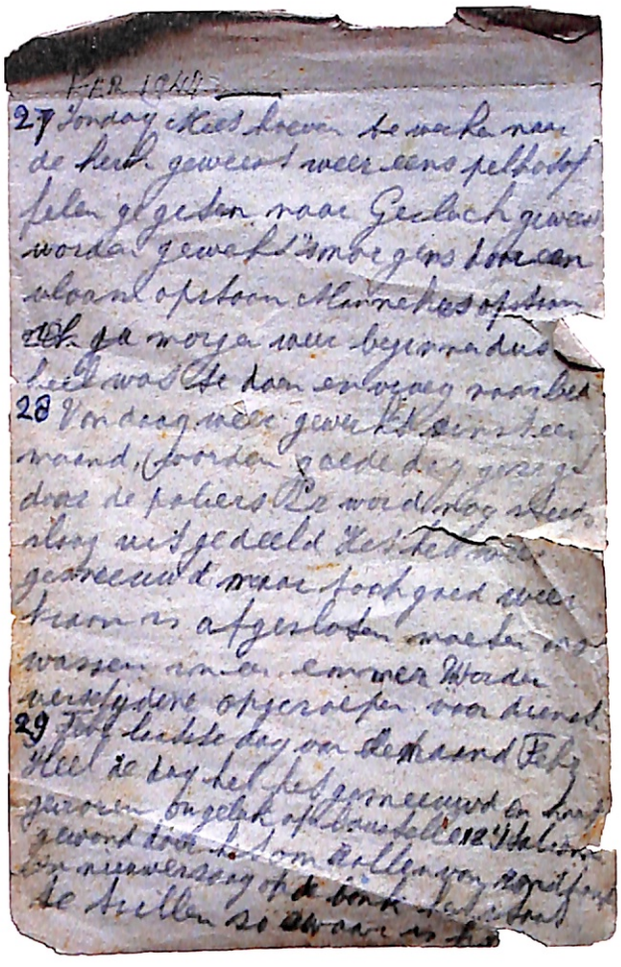
7. April 1944, Karfreitag:
Für mich ist heute ein Pechtag. War fürchterlich wütend über die Misshandlung eines Italieners, der von zwei Männern mit Stöcken verprügelt wurde. Ich schrie, dass sie aufhören sollten, den Mann zu schlagen, aber sie machten einfach weiter. Ich sägte gerade mit der Kreissäge, aber weil ich so wütend war, passte ich nicht auf und meine Hand geriet in die Säge. Habe dann alle Deutschen verflucht; es war 9.30 Uhr. Mein Chef Horst brachte mich direkt mit seinem Auto nach Soest ins Krankenhaus. Dort angekommen, wurde ich sofort behandelt, und zwar ohne Betäubung, ich spürte jeden Stich. Bis 12.00 Uhr waren sie mit meiner Hand beschäftigt. Dann brachte eine Schwester mich auf mein Zimmer. Meine Hand wurde an einer Eisenstange befestigt. Aber bevor ich ins Bett ging, musste ich mich ausziehen. Das war für mich das Schlimmste. Ich trug einen Kesselanzug, und darunter nur eine halbe dünne Decke mit einem Loch, damit ich sie über meinem Kopf ziehen konnte. Die Schwester verschwand und kam zurück mit einem Hemd. Von einer Frau, die ihren Mann besuchte, bekam ich eine Unterhose. Ich muss ehrlich sagen, dass ich mich fürchterlich geschämt habe.

Im Krankenzimmer befinden sich auch acht Deutsche, einen davon kenne ich von der Arbeit. Er hat sich durch einen Unfall ein Bein gebrochen. Die Schwester gibt mir eine Spritze gegen die Schmerzen. Statt Socken trage ich Fußlappen in meinen Schuhen. Zum Glück habe ich gestern noch geduscht. Vor dem Mittagessen muss ich zuerst Tabletten gegen die Schmerzen und zum Schlafen einnehmen. Das Essen ist sehr gut, aber meine Hand tat sehr weh. Nach dem Essen wollen die Deutschen alles von mir wissen, wie ich nach Deutschland gekommen bin, und warum ich an der Staumauer arbeite. Als ich erzähle, dass ich aus Holland entführt und gezwungen wurde an der Talsperre zu arbeiten, wollen sie mir das nicht glauben. Auch nicht, dass ich erst 17 Jahre alt war als ich an den Bunkern an der Nordsee arbeiten musste. Erst als ich meinen Ausweis zeige, glauben sie mir, und sind von dem Zeitpunkt an auch freundlich zu mir. Bin eingeschlafen von den Tabletten. Um 18.00 Uhr gibt es wieder Essen, Brot mit Wurst und Käse, und ein Glas Milch. Meine Hand tut immer mehr weh, bekomme wieder Tabletten, kann aber vor Schmerzen nicht schlafen. Aber das Bett, ich versinke darin, ist herrlich.

17. April 1944, Montag:
Im Krankenzimmer sind nur Deutsche, deshalb muss ich in ein anderes Zimmer, ein sogenanntes internationales Zimmer. Und das ist es tatsächlich: Es gibt darin einen Russen, einen Belgier, einen Polen, drei Franzosen, einen Italiener und obendrauf noch einen Holländer. Er heißt Adriaan Bood und kommt aus Amsterdam. Er hat immer noch den Amsterdamer Dialekt, oder ist das eine eigene Sprache? Ich glaube nicht, aber wir können uns gut

unterhalten, und das ist die Hauptsache. Seiner Meinung nach darf er bald wieder arbeiten und bekommt vielleicht auch Heimaturlaub. Aber er sagt auch, dass es sich jeden Tag ändern kann. Es ist aber doch schön, einfach mal Holländisch zu reden. Obwohl er ein Amsterdamer ist, das ist dann auch egal. Wie üblich gibt es bei schönem Wetter Luftalarm und alle müssen in den Keller. Du siehst die Flugzeuge, wenn man am Fenster steht. Als ich zum zweiten Mal geholfen habe, die Menschen in den Keller zu bringen, darf ich nicht mehr nach oben, um andere Patienten zu holen, sondern muss im Keller bleiben. Es ist sehr voll und auch sehr warm. Nach vielleicht einer halben Stunde geht das Licht aus und alle fangen an zu rufen und zu weinen vor Angst. Anschließend funktioniert auch die Frischluftversorgung nicht mehr und es stinkt immer mehr. Wenn ich mich vom Fleck rühre, werde ich von mehreren Händen festgehalten, und die Menschen rufen: „Du musst hier bleiben." Ich habe selber auch nur eine Hand, die ich benutzen kann, wem kann ich helfen? Es gibt auch Menschen, die um Hilfe von draußen laut beten, und in so einem Moment weißt du nicht mehr, was gut und schlecht ist. Du hörst sie beten und fluchen, Hauptsache raus. Nach Stunden hören wir endlich Klopfen und Hämmern und jeder denkt, dass er nun raus kann. Aber das ist nicht so, die Türen können nicht geöffnet werden. Sie müssen aufgestemmt werden, und das dauert Stunden. Sobald es eine Öffnung gibt, bekommen wir wieder frische Luft. Das allein schon verschafft den Menschen Ruhe und Zuversicht, dass sie wieder rauskommen werden. Wir sind insgesamt 12 Stunden im Keller. Nach unserer Rettung gehe ich gleich ins Bett, mache aber das Licht nicht aus. Von diesem Tag an sage ich stets zu der Schwester, wenn sie ruft, um in den Keller zu gehen: „Schwester, ich sterbe lieber im Bett als im Keller."

11. Mai 1944, Donnerstag:
Bin heute schon 5 Wochen im Krankenhaus, werde aber wohl nicht mehr lange hier sein. Die Zimmerschwester sagt, dass ich mich heute Nachmittag um 15.30 Uhr beim OT-Revier (Organisation Todt) zur Untersuchung melden soll. Wenn alles in Ordnung ist, muss ich wieder ins Lager. Frage sofort, ob ich baden darf, weil es vielleicht die letzte Möglichkeit ist. Hinzu kommt auch noch, dass ich so ein langes Krankenhaushemd trage. „Gut, dann



Seite aus dem Tagebuch von 1944

mach mal, und beeil dich bitte", sagt die Schwester und geht weg. Nach ungefähr 10 Minuten kommt sie ins Badezimmer und sagt: „Hier hast du ein Unterhemd und eine Unterhose", und fängt gleich an, meinen Arm zu waschen und ihn anschließend wieder abzutrocknen. Ich bedanke mich, sie geht weg und schlägt die Tür hinter sich zu. Habe ich etwas gemacht oder getan, dass sie mir gegenüber so kurz angebunden ist? Ich werde sie fragen! Nachdem ich zum Kaffeetrinken den Patienten Kaffee gebracht habe, frage ich sie, ob ich etwas Falsches gesagt oder getan habe. Sie sagt: „Nein, aber ich verliere nicht gerne jemanden, der mir hilft und den ich gerne mag", und verschwindet in den Flur. So erfahre ich, dass es mein letzter Tag ist. Ich denke, dass sie sich nicht getraut hat, mir das direkt zu sagen. Nach dem Mittagessen packe ich meine Sachen in eine große Tasche und gehe ins Ärztezimmer, um mich beim behandeln-

den Arzt zu bedanken. Danach gehe ich ins Schwesternzimmer, um mich bei allen für die gute Pflege zu bedanken. Auf dem Flur begegne ich der Zimmerschwester mit vier eingepackten Butterbroten für den Abend. Ich lege das Päckchen kurz zur Seite und gebe ihr meine Hand und einen Kuss. Sie gibt mir ebenfalls einen Kuss und ich danke ihr für alles, was sie für mich getan hat, als ich Angst hatte. Ich werde es nie vergessen. Weinend geht sie zurück. Im Krankenzimmer, wo ich zuerst gelegen habe, drücke ich allen Männern die Hand und wünsche ihnen alles Gute. Auch sage ich ihnen, dass ich nicht wiederkommen werde, um mit ihnen eine Partie Dame zu spielen. Darüber müssen sie lachen.

1944, ohne Datum:
Um 16.30 Uhr befinde ich mich auf dem Weg zur Möhnetalsperre in der Nähe des Strandbads, wo die Italiener, ich schätze ca. 100 Mann, Flöße bauen müssen. Ich weiß nicht, was los ist, aber ich höre Geschrei von bestimmt 50 Männern. Sofort stelle ich meinen Handwagen ab, um zu sehen, was passiert ist. Was ich sehe, ist fürchterlich. Ich kann keinen Schritt weiter gehen. Was ist passiert? Die 20 m langen Baumstämme, die oben an der Straße abgeladen werden, sind aus irgendeinem Grunde ins Rollen geraten. Weil das Gelände zum Wasser hin abschüssig ist, sind viele Menschen zwischen die Baumstämme geraten und eingeklemmt worden. Wie viele es sind, kann ich nicht sagen, und alleine kann ich auch nichts tun. Ich kann nur bei der Staumauer Hilfe holen. So packe ich meinen Wagen und renne zum Büro, erzähle dort, was am Strandbad passiert ist. Sage, dass viele Italiener eingeklemmt sind zwischen den Baumstämmen und ich alleine nicht helfen kann und deshalb hierher gekommen bin. Ich bin sehr erschrocken, als ich höre, dass einer der Männer sagt: „Es sind ja nur Italiener." Als ich weggehe, schäme ich mich zutiefst. Dass ich da nichts gesagt habe, das bedauere ich immer mehr. Draußen sehe ich meinen Chef, erzähle ihm alles, was am Strandbad passiert ist. Ich frage, ob wir hingehen dürfen um zu helfen und die Menschen zwischen den Baumstämmen wieder herauszuholen. „Ja, natürlich", ist seine Antwort, „und nimm ein paar Stemmeisen mit und einige Holzstücke, die du zwischen die Bäume stecken kannst." Zum Glück habe ich meinen Handwagen dabei. Wir laden alles auf, was wir brauchen können, und rennen zum Strandbad. Mit acht Mann helfen wir und das ist auch gut so, weil manchmal sogar zwei Stämme angehoben werden müssen, um die eingeklemmten Menschen zu erreichen. Die Stämme, die schräg übereinandergerollt sind, bereiten uns viele Schwierigkeiten, um die Menschen darunter hervorzuholen. Ich zähle nicht, wie viele Männer wir befreit haben. Und auch nicht, wie viele Arme und Beine gebrochen sind. Es gibt auch welche, die von Kopf bis Fuß schwer verwundet sind. Zwei Lkws bringen die Verwundeten irgendwohin. Wohin, weiß ich nicht, und auch nicht, wie viele schon tot sind. Es ist ungefähr 19.00 Uhr, als noch acht Männer aus dem Lager zum Helfen kommen, sie bringen Suppe für uns mit. Die brauchen wir auch, denn wir sind hungrig und ausgelaugt von der schweren Arbeit. Ungefähr um 20.30 Uhr legen wir die letzten Verwundeten auf einen Lkw und gehen zum Lager. Unterwegs wird kein Wort gesprochen und abends im Zimmer auch nicht. Wir sind alle früh im Bett, so müde und beeindruckt von dem, was wir heute alles gemacht haben. In der Nacht schlafen wir nicht viel, ich wenigstens nicht. Oft höre ich, wie die anderen ihre Nasen putzen und die, die auch nicht schlafen können, sich in ihren Betten wälzen.

1944, ohne Datum:
Ich arbeite jetzt schon seit zwei Monaten bei einem Zimmermannsmeister in Delecke. Heute muss ich mit dem Meister auf einen sehr großen Bauernhof, der ungefähr 3 km von der Werkstatt entfernt liegt, eine Treppe ausmessen. Der Meister legt eine Holzplatte, ein Messband und einen Bindfaden bereit, damit wir alles ausmessen, aufzeichnen und aufschreiben können. Wir machen uns auf den Weg zu dem großen Bauernhof. Es ist mehr als eine halbe Stunde Fußweg, weil der Weg bergauf, einen Hügel hoch geht. Kurz vor 8.00 Uhr kommen wir bei dem Hof an. Der ist riesig, fast wie ein Dorf. Es gibt dort sogar eine kleine Kirche. Der Bauer hat mehr als 100 Leute beschäftigt, und alle kommen aus Russland und Polen. Er hat auch einen Sohn, der Priester ist. Der kommt jeden Sonntag, um einen Gottesdienst zu halten, dann ist die kleine Kirche ganz voll mit Menschen aus Polen und Russland. Der Bauer und die Bäuerin haben noch 10 Kinder und auch die haben wieder

Kinder, so ist es fast wie ein Dorf, da so viele Menschen dort sind. Der Bauer bringt uns zu dem Gebäude, wo wir die Treppe einbauen sollen. Hier gibt es drei Stockwerke und nur Leitern, um jedes Stockwerk erreichen zu können [...].

1944, ohne Datum:
Es ist mal wieder schlecht mit dem Essen. Das Brot ist manchmal eine 2,5 cm dicke Scheibe, Brotbelag gibt es so gut wie nicht. Ungefähr einmal pro Woche einen Löffel Marmelade und, wenn man Glück hat, ein drei bis vier cm dickes Stück gekochte Wurst. Das muss natürlich so klein sein. Die Zahl der Kranken hier im Lager ist sehr hoch, in unserem Zimmer sind allein drei Menschen krank. Aber in den anderen Zimmern sind es manchmal sieben oder acht. Wenn ich zählen müsste, wie viele Menschen von den 185, als wir hier in Deutschland ankamen, hier noch übrig geblieben sind, dann kommen mir die Tränen, weil wir nur noch so wenige sind. Wenn einer ins OT-Krankenhaus gebracht wird, kann man sagen: „Den sehen wir im Lager nie wieder." Um ehrlich zu sein, ich trau mich nicht zu zählen! Aber wenn ich schätzen würde, dann gäbe es von den 185 vielleicht noch 80 bis 90 Mann. Ab und zu kann man hier auch lachen, aber es ist einfacher, hier zu weinen, vor allem, wenn man nachts nicht schlafen kann. Von den Franzosen, die hier waren, sind auch nur sehr wenige übrig geblieben, vielleicht nur noch 15 oder 20 von 100 Mann, die hier waren, als wir ankamen. Aus Belgien kamen nicht viele, ungefähr 15 Mann. Einer von ihnen ist noch da und bei uns im Zimmer, weil er aus Flandern kommt und kein Französisch sprechen will [...].

1944, 5. Dezember:
Es gibt mal wieder Luftalarm und du kannst die Flugzeuge sehen, weil sie so tief fliegen. Sie fliegen Richtung Soest und du siehst die Einschläge und die Lichtblitze der Bomben, die auf Soest niedergehen. Das ist dann das vierte oder fünfte Mal, dass sie Soest bombardieren. Vielleicht auch wieder das Krankenhaus, mit all den Verwundeten im Schutzkeller, die nirgendwohin können und nicht mehr lebend raus kommen werden. Wenn ich daran denke, dass ich dort auch eingeschlossen war, bekomme ich wieder Angst und höre die Menschen wieder um Hilfe schreien. Und ich kann nichts machen. Diesen Tag werde ich nie vergessen, es ist heute der 5. Dezember, Nikolausabend [...].

1945, ohne Datum:
Wir reden natürlich viel vom Essen, weil wir nicht genug zu Essen bekommen und immer dünner und schwächer werden. Wenn du Hunger hast, bist du zu Allem bereit, auch wenn es nicht richtig ist, was du tust und du es später bereust. Wir haben mal eine ganze Woche lang keine Suppe bekommen, ich weiß nicht warum. Wir bekamen nur unsere drei cm dicke Scheibe Brot, und wenn du dafür zwölf Stunden schuftest, dann tust du manchmal Dinge, die nicht in Ordnung sind. Eines Abends sage ich, dass ich Kartoffeln holen werde und dass sie (meine Freunde Willem und Karel) mitkommen sollen, um Schmiere zu stehen. Die Kartoffeln befinden sich in einem Bunker auf der anderen Straßenseite. Das weiß ich, weil ich gesehen habe, wie ein Bauer und sein Knecht sie dorthin geschleppt haben. Im Abstand von fünf Metern ist im Bunker ein Luftschacht, auf dem sich jeweils eine runde Abdeckung befindet. Wenn man drei oder vier lange Nägel durch ein kleines Brett schlägt und das an einem Besenstiel befestigt, hat man die notwendige Vorrichtung. Dann entfernt man die Abdeckung des Schachts, steckt den Stiel hindurch, piekt die Kartoffel daran und zieht den Stiel wieder nach oben. Das klingt leicht, aber auf der anderen Straßenseite liegt Haus Delecke, voll belegt mit verwundeten deutschen Soldaten. Ein Soldat schiebt draußen Wache. Wir können also nur zuschlagen, wenn der Wachmann nicht in unsere Richtung schaut. Bevor er wieder in unsere Richtung kommt, müssen wir die Abdeckung wieder aufgesetzt und uns auf dem Bauch auf den Bunker gelegt haben. Als nun die Wache weg ist, nimmt Karel die Abdeckung weg, ich stecke das Brett mit dem Besenstiel in die Röhre, steche in die Kartoffeln und hole drei Stück nach oben. Das tun wir sechsmal und haben unsere Taschen randvoll. Am gleichen Abend essen wir alles auf, die Kartoffelschalen und unser Werkzeug verbrennen wir vorsichtshalber [...].

1945, ohne Datum:
Was wir heute gesehen haben, ist mehr als schrecklich. Ich kann es fast nicht in Worte fassen, so schlimm, dass ich nur noch weinen muss. Es sind

Kriegsgefangene, die in einer endlos langen Reihe an uns vorübergehen. Sie stützen sich gegenseitig, damit sie nicht umfallen. Auch tragen zwei Männer einen anderen Mann, eigentlich schleppen sie ihn. Links und rechts der Reihe sind Soldaten mit Gewehren und mit aufgesteckten Bajonetten und schreien, wenn einer fällt und nicht schnell genug wieder aufsteht. Was sind das für Bestien! Es ist eine schier endlose Reihe, und wenn sie nur einen Moment stillstehen, fängt das Gebrüll wieder an. Es müssen Tausende sein, die vorübergehen und irgendwo hingebracht werden. Aber wohin, ist mir ein Rätsel. Einen Tag später wird mir erzählt, dass sie im Tal vor der Sperrmauer geschlafen haben und heute wieder dahin gingen, wo sie gestern hergekommen sind. Es dauert bestimmt zwei Stunden, bis sie mit all ihren Verwundeten und Kranken an uns vorbeigegangen sind.

Wir geben alle drei unser Brot für mittags den armen Menschen. Die Wachsoldaten beschimpfen uns fürchterlich, drängen uns von der Straße und drohen uns mit ihren Gewehren. Willem meint, dass es alles russische Kriegsgefangene seien, die von den Deutschen gefangen genommen wurden.

Am 5. Mai werden wir von den Amerikanern befreit. Von den 185 Mann sind nur noch drei Männer aus Holland übrig: Karel van de Poel, Willem Schut und Piet Hilkmann.

Man nennt uns: „Die drei Musketiere“ [...].

Nach 57 Jahren, am 18. Mai 2001, machte Piet Hilkmann eine Art Pilgerreise. Er wollte noch mal zu den Orten gehen, wo er so viel erlebt und erlitten hatte. Als er auch das Marienkrankenhaus in Soest besuchte, gab es einige sprachliche Probleme. Frau Elisabeth Lange, die dort arbeitete, rief mich an mit der Bitte, bei der Übersetzung behilflich zu sein. So durfte ich Piet Hilkmann, einen Landsmann von mir, kennen lernen. Er blieb einige Tage in Soest und erzählte bei uns im Wohnzimmer stundenlang von seiner Zeit als Zwangsarbeiter. Bis zu dem Zeitpunkt hatte er noch nie mit jemandem darüber gesprochen, nicht einmal mit seiner Frau oder mit seinen beiden Söhnen. Es brach alles aus ihm heraus, es war sehr emotional. Viele Tränen wurden geweint, aus Schmerz, Ohnmacht und Trauer. Es hat uns zutiefst getroffen.

Er hegte aber keinen Groll mehr gegen seine Peiniger von damals, weil seine Mutter immer sagte: „Gewalt muss man mit Liebe überwinden.“

In den drei Jahren danach besuchte Piet Hilkmann mehrere Schulen in Soest und erzählte den Kindern und Jugendlichen, was er als 19- bis 20-Jähriger erlebt hatte. Die Schulklassen waren zum Teil überfüllt und die Schüler hörten zwei Stunden gebannt und tief beeindruckt zu.

Am 60. Gedenktag der Möhnebombardierung reiste Piet Hilkmann aus Rotterdam mit einem Gedenkstein im Kofferraum seines Autos in Günne an. Er hatte die Steinplatte bei einem Steinmetz in seiner Heimatstadt anfertigen lassen. Der Text wurde auf niederländisch gemeißelt und heißt auf deutsch: „Zum Gedenken an alle Arbeiter, die bei dem Wiederaufbau der Möhnestaumauer umgekommen sind“.

Leider fand der Stein bis heute noch keinen Platz an der Staumauer. Dank Pfarrer Frank Stückemann bekam er aber ‚Kirchenasyl‘ in der Auferstehungskapelle in Günne.

Wenn wir bei Wind und Wetter am Ausgleichsbecken des Möhnesees einen Spaziergang machen und die gewaltige Mauer sehen, muss ich immer an Piet Hilkmann denken, der damals 19 Jahre alt war, als er als Zwangsarbeiter helfen musste, die Talsperre wieder aufzubauen.

Wir haben 3 Kinder, sie sind heute, 2006, ungefähr in seinem Alter... unvorstellbar...



Piet Hilkmann zusammen mit seinen beiden Söhnen